Hoffnung des Gelassenen

Zum Dienst in einem kirchlichen Beruf*

Medard Kehl, Frankfurt

In der Jugendszene unserer Städte taucht seit einigen Jahren immer häufiger der Slogan „No future" – „Keine Zukunft" auf: überscharfes Symbol einer gesellschaftlichen Situation, die vielen Jugendlichen keine Perspektiven, keinen Sinn, keinen Beruf mehr bieten kann. Was ist aus dem Zauberwort der 60er und 70er Jahre geworden, in dem sich das Lebensgefühl einer ganzen Generation verdichtete: Was ist aus jener *Hoffnung* geworden, die mit der profanen Gesellschaft auch unsere Kirche wieder in Bewegung brachte? „Gaudium et spes" – „Freude und Hoffnung". Auf diesen programmatischen Nenner brachte damals das II. Vatikanische Konzil das Selbstverständnis der „Kirche in der Welt von heute"; denn vor allem der „Freude und Hoffnung" der Menschen wollte die Kirche dienen, mitbauen an einer neuen, menschenwürdigen Zukunft aller.

Um dieses Pathos der Hoffnung ist es in den letzten Jahren auch in kirchlichen und theologischen Kreisen stiller geworden. Zu viele vergebliche Anläufe, zu viele Enttäuschungen und Fehlschläge mußten in Kirche und Gesellschaft in Kauf genommen werden, als daß die Hoffnung ihren Überschwang ungebrochen hätte beibehalten können. Sie ist heute in die Krise geraten; in eine Krise, die sich in vielen Fällen gefährdend auf die geistlichen Berufe (der Priester, der Ordensleute, der pastoralen Mitarbeiter) in der Kirche auswirkt. Auf diesen Zusammenhang möchte ich eingehen: Worin besteht eigentlich heute die Gefahr jener nicht-bewältigten Hoffnungskrise gerade für solche Menschen, die kirchlich voll engagiert sind und die darin ihren Lebenssinn zu finden suchen? Von selbst wird sich die Frage aufdrängen: Zeigen sich konkrete Auswege aus dieser Gefährdung?

Worauf hoffen wir?

Nehmen wir an, wir würden an verschiedene derartige Leute in der Kirche die Frage richten: „Worauf hoffst du eigentlich für deine Arbeit? Und zwar in zweifacher Hinsicht: Was erhoffst du als *Ergebnis,* als Frucht deines Einsatzes? Und: Was erhoffst du *für dich selbst* am Ende deines Einsatzes?" Gefragt wird

---

* Dieses Referat wurde in der Osterwoche 1981 auf dem Provinzsymposion der Norddeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu in Frankfurt/Sankt Georgen gehalten und für den Druck leicht überarbeitet.

also nicht nach bestimmten „Lernzielen" oder Fortschritten oder Zwischenstationen in unserer Arbeit, sondern ganz radikal nach jenem Erwartungshorizont, den der Glaube unserem Tun vorgibt.

Sicher bekämen wir sehr verschiedene Antworten; *ein* Grundtenor dürfte dabei häufig durchklingen, nämlich: „Als *Ergebnis* meiner Arbeit erhoffe ich, daß Menschen durch mein Leben und Verkündigen zum Glauben an Jesus Christus als den menschgewordenen Gott gelangen; daß dadurch die Gemeinschaft der Glaubenden, die Kirche, auferbaut wird und daß die einzelnen in diesem gemeinsamen Glauben ihr Heil finden, d. h. daß sie im Vertrauen auf Gott ihr Leben sinnvoll bestehen und einst in die ewige Gemeinschaft mit ihm aufgenommen werden. *Für mich selbst* erhoffe ich, vom Herrn der Ernte einst als guter und getreuer Knecht befunden zu werden, der seinem Auftrag gerecht geworden ist und deswegen mit Christus auf ewig vereint sein darf."

Nun hat aber diese Weise der Hoffnung in den letzten drei Jahrzehnten eine neue Akzentuierung erhalten, und dies vornehmlich in der „mittleren" Generation und bei den noch Jüngeren. Dort dürfte die Antwort auf unsere Frage oftmals etwa so lauten: „Als *Ergebnis* meiner Arbeit erhoffe ich mir, daß durch mein Leben und Verkündigen diese unsere Welt ein kleines Stück mehr die Gestalt des verheißenen Reiches Gottes annehme; daß sich gegen alle Widerstände des Bösen Gottes Gerechtigkeit und Liebe hier mehr und mehr durchsetzen und sich damit alle Formen des menschlichen Zusammenlebens, sowohl im privaten wie auch im öffentlichen, also auch im kirchlichen und gesellschaftlich-politischen Bereich menschlicher gestalten. Dies sollte besonders zum Nutzen derer geschehen, die faktisch um die Erfahrung der von Christus geschenkten Befreiung und Erlösung gebracht sind (biblisch gesprochen: der Armen). Sicherlich kann das Reich Gottes in seiner vollendeten Gestalt nicht auf dieser Erde und nicht von uns erstellt werden; sicherlich kann man keinen innergeschichtlichen Zustand mit Reich Gottes einfach identifizieren (wie es eine schlechte politische Theologie zu jeder Zeit getan hat). Alles zugestanden; aber dennoch erhoffe ich, daß wir in der Kraft des Heiligen Geistes, welcher der Geist des auferstandenen Christus ist, diese Erde gleichsam mit einem Netz von Realsymbolen des Reiches Gottes überziehen können; das heißt, daß wir mit unserem Tun überall auf der Erde Zeichen setzen, die das Reich Gottes ganz real, wenn auch nur fragmentarisch vorwegnehmen, um so den Menschen einen Vorgeschmack von dem endzeitlichen, uns von Gott bereiteten neuen Himmel und der neuen Erde zu vermitteln. *Für mich selbst* erhoffe ich, daß ich dazu etwas beitragen kann und daß ich in meinem Leben und in meinem Tod an diesem Reich Gottes erfahrbar teilhaben darf; daß diese Erfahrung für mich und für andere nicht nur dem Jüngsten Tag vorbehalten ist, sondern mitten unter uns bereits anbricht."

Zweifellos geschieht hier eine andere Gewichtung als bei der ersten Antwort. Dennoch sind beide keineswegs grundsätzlich-theologisch unverträglich. Es gibt fließende Übergänge zwischen beiden Weisen der Hoffnung, ja beide können sogar in derselben Person friedlich miteinander koexistieren. Dennoch, wo sie pointiert gelebt und mit ganz bestimmten theologischen und politischen Optionen verbunden werden, können sie miteinander in Konflikt geraten (worin sicher auch *ein* theologischer Grund für manche Konflikte in der Kirche, in den Orden, in den Pfarr- und Personalgemeinden liegen dürfte).

Die *erste* Weise der Hoffnung (im folgenden abgekürzt „Hoffnungsweise A" genannt) richtet sich stärker auf das ausdrückliche Zum-*Glauben*-Kommen und darin Zum-Heil-Finden der Menschen. Die *zweite* Weise („Hoffnungsweise B") dagegen hebt mehr auf die *Vermenschlichung* unserer Welt ab und erhofft, daß genau darin Vermittlung des Heils von Gott her geschieht.

Die „Hoffnungsweise A" richtet sich stärker auf die *einzelnen* Menschen und Gruppen, denen wir innerhalb des kirchlichen Lebensraumes das Wort Gottes verkünden. Schwerpunkte in der Auswahl unseres Apostolates werden dabei vor allem nach dem Gesichtspunkt der jeweils größeren Glaubensnot und der jeweils größeren *Multiplikatorenchance* für die Verbreitung des Glaubens gesetzt. Die „Hoffnungsweise B" dagegen bezieht stärker in ihr Apostolat die jeweiligen *gesellschaftlichen* Verhältnisse ein, in denen die Menschen leben, die sie prägen und die oft genug verhindern, daß sie menschlich leben können. Sie wendet sich deswegen auch eher schwerpunktmäßig solchen Menschen zu, die ein *menschenunwürdiges Dasein* führen müssen, und sie versucht dabei, auch an diesen Verhältnissen ihrer menschlichen oder ihrer unmenschlichen Lebenswelt etwas zu verändern.

Die „Hoffnungsweise A" betont stärker die endgültige Vollendung des Menschen *jenseits der Todesgrenze,* die für alle, die glauben (auch auf nicht ausdrücklich christliche Weise), erhofft wird. Diese Vollendung ist unserer jetzigen Erfahrung grundsätzlich nicht zugänglich, höchstens in einzelnen Vorzeichen, die aber nur der Glaube deuten kann. Die daraus folgende Grundeinstellung zu unserer Welt ist die *Bewährung* in Geduld und Treue zum Herrn. Die „Hoffnungsweise B" dagegen bezieht stärker auch das endgültige Heil des Menschen *im Vorläufigen* dieser Erde mit ein (ohne die jenseitige Vollendung auszuschließen!). Sie rechnet zugleich mit der möglichen Erfahrung solchen Heils, gerade auch für die, die nicht glauben (z. B. Erfahrung der Befreiung aus Ungerechtigkeit). Ihre Grundeinstellung zur gegenwärtigen Wirklichkeit ist der Wille zur *Veränderung.* In Abwandlung eines schönen Wortes von Karl Rahner kann man diese „Hoffnungsweise B" kurz so charakterisieren: „Hoffnung, die die Erde liebt". Anschaulich wird diese Hoffnungsweise in einem Lied von R. O. Wiemer, das er „Entwurf für ein Osterlied" nennt:

Die Erde ist schön, und es lebt sich
leicht im Tal der Hoffnung.
Gebete werden erhört. Gott wohnt
nah hinterm Zaum.

Die Zeitung weiß keine Zeile vom
Turmbau. Das Messer
findet den Mörder nicht. Er
lacht mit Abel.

Das Gras ist unverwelklicher
grün als der Lorbeer. Im
Rohr der Rakete
nisten die Tauben.

Nicht irr surrt die Fliege an
tödlicher Scheibe. Alle
Wege sind offen. Im Atlas
fehlen die Grenzen.

Das Wort ist verstehbar. Wer
Ja sagt, meint Ja, und
Ich liebe bedeutet: jetzt und
für ewig.

Der Zorn brennt langsam. Die
Hand des Armen ist nie ohne
Brot. Geschosse werden im Flug
gestoppt.

Der Engel steht abends am Tor. Er
hat gebräuchliche Namen und
sagt, wenn ich sterbe:
Steh auf.

Wie kam es zur „Hoffnungsweise B"?

Diese Hoffnungsgestalt beruft sich weitgehend auf die Reich-Gottes-Botschaft Jesu und ihr Aufgreifen der alten prophetischen Tradition Israels: Gott handelt hier und jetzt in der Geschichte endgültig; sein Reich ist „mitten unter uns"; zwar nicht in Glanz und Herrlichkeit, nicht in seiner Vollendungsgestalt (sie wird als nah bevorstehend erwartet), sondern klein und angefochten, aber doch real und wirksam in den Worten der Verkündigung und in den Taten der Liebe, die Jesus wirkt und die er denen verheißt, die ihm nachfolgen und in seinem Geiste leben, in dem Gott durch uns das Angesicht der Erde erneuert.

Allerdings hat diese Gestalt der Hoffnung im Laufe der christlichen Glaubensgeschichte – vor allem in der theologischen und geistlichen Reflexion – eine geringere Rolle gespielt als die „Hoffnungsweise A", welche die klassische Gestalt der „offiziellen" kirchlich-orthodoxen Hoffnung wurde. Die andere ist seit Augustinus oft den Schwärmern, Sektierern, Pietisten und bestimmten radikalen Randgruppen überlassen worden, in deren Hände sie dann überzogen und verfälscht wurde, skurrile und abstruse Formen annahm. In der Moderne wanderte diese Hoffnung aus dem kirchlichen Raum aus und nahm mehr und mehr eine *säkularisierte* Gestalt an, deren Hauptzeuge in der Gegenwart zweifellos der Marxismus in seinen verschiedenen Variationen und Ableitungen ist: Hoffnung auf ein irdisches Reich Gottes *ohne* Gott und ohne die verwandelnde Kraft seines Geistes. In dieser säkularisierten Form ist diese Hoffnung in unserem Jahrhundert, besonders in den letzten 30 Jahren, zu einer weltweiten Bewegung geworden, die von außen wiederum in die Kirche einströmte und vergessene christliche Traditionsströme aufbrechen ließ. Der Name Teilhard de Chardin ist dafür das bekannteste Symbol. Zuerst von der Kirche verurteilt, war er dann der große Anreger des Konzilsdokumentes „Gaudium et Spes – die Kirche in der Welt von heute". Diese pastorale Konzilskonstitution ist zum entscheidenden kirchlichen Grundlagenpapier der „Hoffnungsweise B" geworden. Sie zeugt zwar in ihren Unstimmigkeiten und Spannungen von den Schwierigkeiten, diese neu entdeckte, aber doch so alte Hoffnungsweise mit der traditionell favorisierten zu versöhnen und zu *einer* kirchlichen Hoffnungsaussage zu verbinden. Der Grundtenor ist jedoch klar: Es geht um die Verantwortung der Christen und der Kirche bei der Umgestaltung dieser Welt zu einer brüderlichen, neuen Menschheit, die sich als „Familie Gottes" in seinem Reich versteht und so lebt.[1]

Diese Tendenz christlicher Hoffnung ist in den Jahren nach dem Konzil in vielen offiziellen kirchlichen Texten aufgegriffen worden: in manchen Enzy-

---

[1] Zur Illustration möchte ich ein paar Sätze aus der Nr. 38 und 39 dieser Konstitution zitieren: Jesus Christus „offenbart uns, daß Gott die Liebe ist, und belehrt uns zugleich, daß das Grundgesetz der menschlichen Vervollkommnung und deshalb auch der Umwandlung der Welt das neue Gebot der Liebe ist. Denen also, die der göttlichen Liebe glauben, gibt er die Sicherheit, daß allen Menschen der Weg der Liebe offensteht und daß der Versuch, eine allumfassende Brüderlichkeit herzustellen, nicht vergeblich ist ...
Durch seine Auferstehung zum Herrn bestellt, wirkt Christus, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, schon durch die Kraft seines Geistes in den Menschen dadurch, daß er nicht nur das Verlangen nach der zukünftigen Welt in ihnen weckt, sondern eben dadurch auch jene selbstlosen Bestrebungen belebt, reinigt und stärkt, durch die die Menschheitsfamilie sich bemüht, ihr eigenes Leben humaner zu gestalten und die ganze Erde diesem Ziel dienstbar zu machen ...
Zwar werden wir gemahnt, daß es dem Menschen nichts nützt, wenn er die ganze Welt gewinnt, sich selbst jedoch ins Verderben bringt; dennoch darf die Erwartung der neuen Erde die Sorge für die Gestaltung dieser Erde nicht abschwächen, auf der uns der wachsende Leib der neuen Menschheitsfamilie eine umrißhafte Vorstellung der künftigen Welt geben kann, sondern muß sie im Gegenteil ermutigen. ...

kliken Pauls VI. („Pacem in Terris", „Populorum Progressio"); von den Bischofssynoden 1971 und 1974 („Die Gerechtigkeit in der Welt von heute" – „Die Verkündigung des Evangeliums heute"); von der 32. Generalkongregation des Jesuitenordens 1974–75 („Unsere Sendung heute – Einsatz für den Glauben und die Gerechtigkeit"); von der Deutschen Synode 1971–75 („Unsere Hoffnung – ein Bekenntnis zum Glauben in unserer Zeit") usw.

Die „Hoffnungsweise B" und ihre Sympathie für unsere „menschliche Erde" haben viele kirchlich engagierte Christen aufgegriffen und sich zu eigen gemacht; sei es in friedlich-schiedlichem Einklang mit der anderen, traditionellen Gestalt der Hoffnung, sei es auch im Zurückdrängen (nicht Leugnen) der anderen Hoffnungsweise. Viele neue Initiativen, neue Wege des Apostolates, neue Schwerpunktsetzungen sind daraus entstanden; bei vielen auch ein ganz neues, offenes und mutiges Sich-Einlassen auf die Lebensbedingungen und die Mentalität der Menschen, unter denen sie arbeiten.

Die nicht bewältigte Krise der „Hoffnungsweise B".

Und dennoch: Diese Hoffnung scheint mit ein entscheidender Grund für eine neuartige Weise der „Gefährdung" zu sein, in die viele kirchliche Berufe in den letzten zwei Jahrzehnten geraten sind und die sich – mehr unterschwellig – in einer skeptisch-selbstkritischen Grundstimmung und – auffälliger – in den verhältnismäßig hohen Abwanderungsquoten äußert. Wo liegen die Gründe?

Enttäuscht von der Realität

Diese Hoffnung, die sich aus der Reich-Gottes-Verheißung Jesu nährt, setzt *„überschwengliche Maßstäbe"* (Synodentext „Unsere Hoffnung"). Unsere *Wirklichkeitserfahrung* aber widerspricht täglich dieser Hoffnung.

Einmal erfahren wir ständig, wie unvermittelbar unsere gesellschaftliche Wirklichkeit, ihre Mentalität, ihre Konflikte und ihre Wertvorstellungen der von uns erhofften Wirklichkeit des Reiches Gottes entgegenstehen. *Die Kluft zwischen Realität und Hoffnung* scheint unüberbrückbar zu sein, so daß unsere Hoffnung von den „Realisten" (auch in der Kirche) meist in den Bereich der Utopie geschoben wird. Sie erliegt deswegen schnell der Versuchung zur Resignation und zum Rückzug auf den „gesunden Menschenverstand".

Alle guten Erträgnisse der Natur und unserer Bemühungen nämlich, die Güter menschlicher Würde, brüderlicher Gemeinschaft und Freiheit, müssen im Geist des Herrn gemäß seinem Gebot auf Erden gemehrt werden; dann werden wir sie wiederfinden, gereinigt von jedem Makel, lichtvoll und verklärt, dann nämlich, wenn Christus dem Vater ein ewiges, allumfassendes Reich übergeben wird: das Reich der Wahrheit und des Lebens, das Reich der Heiligkeit und der Gnade, das Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Hier auf Erden ist das Reich schon im Geheimnis da; beim Kommen des Herrn erreicht es seine Vollendung."

Diese Hoffnung rechnet mit der *Erfahrung von Heil.* Jedoch: Von einer wirklichen Veränderung unserer Welt zum Guten ist in der Tat wenig zu erfahren; im Gegenteil, die Erfahrung des Unheils nimmt für den, der sich für das Schicksal dieser Erde zutiefst engagiert, immer unheimlichere und immer unüberwindbarere Dimensionen an (z. B. die Ungerechtigkeit des Weltwirtschaftssystems, das Zunehmen der Folter, die Verhärtung der ideologischen Fronten, die Zerstörung der natürlichen Lebenswelt, das gigantische Aufrüsten auf allen Seiten, die Zerrüttung der Familien und die dadurch verursachte Verhaltensgestörtheit bei Kindern und Jugendlichen, die Sinnleere und depressive Grundstimmung bei immer mehr Menschen, die Entfremdung der Generationen voneinander usw.). All unsere Bemühungen um eine Verbesserung wirken eher wie ein „Tropfen auf den heißen Stein", d. h. immer punktueller und situationsbeschränkter, aber nicht wie ein wirksamer Beitrag zur Umgestaltung dieser Erde.

Wir machen des öfteren die Erfahrung, daß *ohne uns,* ohne den christlichen Glauben und den Einsatz der Kirche oftmals viel stärkere „Realsymbole" des Reiches Gottes verwirklicht werden als durch uns oder mit uns (z. B. Amnesty International, SOS-Kinderdörfer, Umweltschutzbewegungen, Frauenbewegungen, Bürgerinitiativen, Friedensbewegung usw.). Weltanschauliche Hemmungen gegenüber solchen neuaufbrechenden Bewegungen („zu links", „zu diesseits orientiert", „zu radikal", „zu unausgewogen" usw.) und die Unbeweglichkeit eines Ordens, einer Gemeinde und einer Kirche, die ganz gegensätzliche Optionen in sich schließen und ihnen gerecht werden wollen, scheinen manchem einen wirksamen Einsatz für das „Reich Gottes mitten unter uns" zu erschweren. Seine Hoffnung zieht ihn eher zu anderen Gruppierungen, bei denen er sie besser aufgehoben wähnt.

Die „Hoffnungsweise A" rechnet hingegen nicht unbedingt mit Erfahrung von Reich Gottes hier und jetzt; sie rechnet realistisch mit der Schlechtigkeit des Menschen, ohne ihn deswegen jedoch aufzugeben; Erfahrung von Unheil und katastrophalen Entwicklungen verunsichern sie nicht im letzten, da sie – apokalyptisch – irgendwann doch mit dem Untergang dieser Erde rechnet und erst *danach* die allein von Gott gesetzte Vollendung erhofft. Sie konzentriert sich mehr auf das *Unterscheidend-Christliche* als auf das *Gemeinsam-Humane* und ist deswegen nicht zu deprimiert, wenn andere in diesem Bereich viel wirkungsvoller als wir sind. Für die „Hoffnungsweise B" können jedoch solche Erfahrungen ausgesprochen bedrohlich und zerstörerisch wirken.

Unsicher im existentiellen Vertrauen

Der wohl entscheidende Grund, warum diese Art der Hoffnung jede kirchliche Berufung in die Gefährdung führen kann und tatsächlich oft führt, liegt wohl darin: Diese Hoffnung setzt „überschwengliche Maßstäbe", denen unser *Ver-*

trauen auf den Herrn der Geschichte nicht entspricht. Die säkularisierte Form christlicher Hoffnung strömte zu einer Zeit in den kirchlichen Lebensbereich zurück, als der Glaube an das wirkmächtige Handeln Gottes in der Geschichte, von dem diese Hoffnung ursprünglich ausging, in eine Krise geriet. Wo ist Gott in unserer Geschichte? Wie handelt er? Greift er überhaupt ein? Ist Gott tot? Das sind Fragen, die in den letzten Jahren nicht nur von außen an den Glauben gestellt werden, sondern in den Herzen vieler Glaubender und Glauben-Wollender immer wieder aufsteigen. Die theologischen Antworten darauf mögen uns mehr oder weniger präsent sein, uns leicht von den Lippen gehen: Gott ist kein „Deus ex machina"; er ist kein Konkurrent und Manipulator unserer Freiheit; er greift nicht unmittelbar in das Geschehen ein, sondern als transzendenter Grund trägt er das Ganze und wirkt in und durch die innerweltlichen Ursachen; als befreiende Liebe befähigt und befreit er unsere Freiheit zum verantwortlichen Handeln. Das alles ist *theoretisch* durchaus klar.

Aber: Ist es auch unsere *existentielle* Hoffnung? Ist diese Einsicht in Fleisch und Blut übergegangen? Mir scheint eher, daß wir mit dieser neuen Form der Hoffnung sehr viel von ihrem säkularisierten Erbe übernommen haben, nämlich das unterschwellige Bewußtsein: „Wir *müssen* es doch schaffen." Wir teilen die Hoffnungen unserer Welt, aber wir teilen damit auch oft die Last und Frustration und Freudlosigkeit einer „überanstrengten Welt" (J. B. Metz), eben das, was man heute ihren „Gotteskomplex" nennt. Das ursprünglich jüdisch-christliche Ferment dieser Hoffnung – der Glaube an den geschichtsmächtigen Gott, der uns sein Reich der Gerechtigkeit und der Liebe *schenken* will – entspricht bei vielen von uns nicht mehr jenen hochgeschraubten Maßen, welche die Verheißung des Reiches Gottes unserer Hoffnung gegeben hat. Das Vertrauen und die Gelassenheit, daß *Gott* es ist, der mit seinem Geist das Angesicht der Erde erneuert, lebt nicht unbedingt in der gleichen emotionalen und spirituellen Stärke in uns wie der Wille zur Veränderung dieser Erde.

Darin liegt die spirituelle Ratlosigkeit dieser Hoffnung: Wie kann sie beides zusammen *leben,* nicht nur *denken,* Vertrauen auf Gott und Einsatz unserer Freiheit? Wie kann sie die wunderbare, Ignatius zugeschriebene Sentenz *leben,* nicht nur im Kopf verstehen: „Dies sei die erste Regel für das Handeln: Vertraue so auf Gott, als hinge aller Erfolg der Dinge von dir und nicht von Gott ab. Wende ihnen jedoch alle Mühe zu, als ob du nichts und Gott allein alles tun werde"? Oder ähnlich Thomas Morus: „Die Dinge, guter Gott, um die ich bete, gib mir deine Gnade, dafür zu arbeiten!"

Diese Dialektik von Vertrauen und Sich-Abmühen, von Geschenk und Verantwortung verschärft sich noch einmal, wenn der ganze (auch berufliche) Lebenseinsatz von einer solchen *Hoffnung* auf Umgestaltung der Erde getragen ist. Denn dann wirkt jede Gelassenheit, jedes Vertrauen, jedes Sich-Beschenken-Lassen, jedes Beten leicht zweideutig: Kann es nicht auch Flucht vor

der Verantwortung, kann es nicht Faulheit und Trägheit sein? Wie kann es uns gelingen, beides gleichgewichtig zu leben: die Hoffnung als „Leidenschaft für das Mögliche" (Kierkegaard) und den Glauben als „die Gelassenheit des Beschenkten"? In der lebensmäßig bewältigten Einheit beider Haltungen tun sich Wege und neue Möglichkeiten auf, diese gegenwärtige Gefährdung kirchlicher Berufungen aufzufangen.

Wege der Bewältigung

Nicht alle Wege sind gleich gut. Man kann den Problemen ausweichen und die bequemen Pfade des geringen Widerstands wählen; man kann sich bewußt und redlich den Fragen stellen. Gleichsam idealtypisch seien zwei Möglichkeiten durchdacht.

Beschränkung des Überschwangs

Wir könnten das Maß unserer Hoffnung für diese Welt dem Maß unseres tatsächlichen Vertrauens auf Gott *anpassen;* also das Überschwengliche der Hoffnung auf realistische Maße zurückschrauben. Dies dürfte vermutlich der „normale" Weg sein, den wir fast automatisch einschlagen, wenn uns der Widerspruch zwischen Erfahrung und Hoffnung einerseits und der Widerspruch zwischen Vertrauen und Hoffnung andererseits schmerzlich bewußt geworden ist. Dieser Weg bietet sich vor allem in *zwei Variationen* an:

Die Hoffnung in unserer Arbeit (und damit auch unser Apostolat selbst) beschränkt sich wieder mehr auf die einzelnen Menschen oder bestimmte Gruppen, die in Not sind, und versucht ihnen auf menschliche und seelsorgliche Weise beizustehen. Für die umgreifenden Verhältnisse, Lebensbedingungen und Strukturen fühlt man sich mehr und mehr inkompetent; sie können kaum durchschaut und verändert werden; wir überlassen sie den Fachleuten und beschränken uns auf gelegentliche prophetische Mahnungen oder auf sporadische Initiativen.

Oft bleibt uns tatsächlich nichts anderes übrig; aber befriedigend ist diese Lösung durchaus nicht. Sie läßt unsere Hoffnung unzufrieden, weil es eben im letzten doch einen *Rückzug ins Individuelle, Private, Persönliche* bedeutet und die theoretische Einsicht in die Dialektik von Individuum und Gesellschaft (auch hinsichtlich des Heils!) nicht in die Praxis umzusetzen vermag. Damit ist natürlich nichts gegen Individual- oder Gruppenseelsorge gesagt, auch nichts gegen den Weg der „kleinen Schritte" – im Gegenteil: Das wird immer ein Spezifikum kirchlichen Apostolates bleiben. Zudem werden in diesen persönlichen Begegnungen gerade auch unsere menschlichen Hoffnungsquellen immer wieder regeneriert. Nur: Der Vorbehalt richtet sich gegen den grundsätz-

lichen Verzicht auf die Last der Vermittlung von individueller „Bekehrung" und gesellschaftlicher „Veränderung"; diese Last hat ja gerade die neue Gestalt der Hoffnung auf sich genommen, und wir dürfen sie nicht wieder einfach außerchristlichen Gruppen überlassen.

Die zweite Variation des genannten Weges dürfte im folgenden liegen: Die Hoffnung in unserer Arbeit wird sich wieder mehr und mehr auf den Raum, in dem durchaus noch Heilserfahrungen gemacht werden können, beschränken, eben auf den *ausdrücklich christlich-kirchlichen Lebensraum.* Da sind in kleineren Kreisen, in neuen Gemeinschaftsformen und Bewegungen wirklich reale Vermittlungsweisen des Reiches Gottes zu erkennen und zu realisieren. Auch hier gilt: Oft bleibt uns tatsächlich von der konkreten Situation der Kirche und des Glaubens her nichts anderes übrig, um Reich Gottes in unserer Welt gegenwärtig werden zu lassen. Nur: Restlos befriedigend ist auch dieser Weg nicht; unsere Hoffnung bleibt unzufrieden, denn auch hier kann sie den Geruch des Rückzugs in den kirchlichen Innenraum nicht ganz verdrängen. Wiederum ist damit nichts gegen innerkirchliche Arbeit, auch nichts gegen Intensivseelsorge gesagt; im Gegenteil, Kirche ist und bleibt für jedes christliche Apostolat das „Sakrament des Heils für die Welt". Mein Einwand richtet sich nur gegen eine grundsätzliche Beschränkung der Reich-Gottes-Hoffnung auf den kirchlichen Raum.

Kirche als „Sakrament des Heils aller" bedeutet in irgendeiner Form immer den *Ansatzpunkt* unseres Einsatzes, aber nicht den *Endpunkt*; denn sie versteht sich von ihrem Ursprung und Wesen her immer schon als „Kirche für die anderen". Theologisch mag dies klar sein; praktisch jedoch wird der außerkirchliche Raum häufig als unzugänglich für das Reich Gottes – jedenfalls in dieser Welt – abgeschrieben. Dadurch verliert aber die neue Gestalt unserer Hoffnung viel von ihrer geschichtlich-universalen Dimension.

Intensivierung des Vertrauens

Wir sollten versuchen, das Maß unseres Vertrauens auf Gott wieder dem Maß unserer Hoffnung für diese Erde anzugleichen; also nicht das „Überschwengliche" der Hoffnung zurückschrauben, sondern das Vertrauen auf *den* Gott, der uns sein Reich der Liebe und Gerechtigkeit *schenkt,* auf das Niveau unserer Erwartungen und Hoffnungen emporheben. Wie soll das geschehen? Genau darin liegt ja das Problem dieser Hoffnungsweise! Ich kann hier dafür keine allgemein gültigen Regeln nennen, sondern möchte mehr ein paar persönliche Erfahrungen benennen, wie diesem Problem in der Praxis beizukommen wäre.

Entscheidend für das Maß unseres gelassenen Sich-Beschenken-Lassens und unseres Vertrauens in allem Sich-Abmühen ist unser ganzer *Lebensstil,* unsere „façon de vivre": Spielt darin unsere Arbeit nicht oft die Rolle eines

„Dämons", eines Abgotts also, dem alles geopfert wird? Weil wir sie als Arbeit für Gott, für die Kirche, für die Menschen verstehen, glauben wir berechtigt zu sein, sie quasi absolutzusetzen. Daß sie uns dabei nicht nur physisch überfordern, sondern auch die psychischen Ressourcen unseres Vertrauens und unserer Gelassenheit aufzehren kann, merken wir meist erst, wenn es zu spät ist. *Diese* Art der Sorge um das Reich Gottes unterscheidet sich dann in nichts mehr von der Sorge um das, „was wir essen und trinken sollen".

Für Jesus war die Sorge um das Reich Gottes etwas ganz anderes: frei von Angst und gehetzter Überanstrengtheit. Ein ganzmenschliches, den Leib und das Gemüt einbeziehendes Gegengewicht gegen die Vergötzung unserer Arbeit scheint mir in dem zu liegen, was alles zum Umfeld des „Spielerischen" gehört: Welches Gewicht z. B. kommt in unserem Lebensstil dem Raum der zwecklosen Privatsphäre, des unverzweckten gemeinsamen Spielens, der zwecklos freien Abende oder Tage, Wochenenden oder Ferien zu? Wenn wir uns dafür mehr Zeit als üblich nehmen, braucht dies nicht mit einem leicht schlechten Gewissen im Hintergrund zu geschehen, sondern muß durchaus als genauso notwendig, wichtig und legitim angesehen werden wie unsere Arbeit.

Dies gilt nicht nur für den persönlichen Lebensstil des einzelnen, sondern auch für den Stil von Lebensgemeinschaften und Gemeinden. Beide Seiten müssen z. B. noch viel stärker lernen und einander dabei helfen, gegen das ständige Dazu-Aufladen neuer Aufgaben entschieden nein sagen zu können. Natürlich gibt es verschiedene Grade der Belastbarkeit bei einzelnen und bei Gemeinschaften. Ein treffsicheres Kriterium, ob ein solches „Nein" wirklich aus größerer Verantwortung oder doch mehr aus Trägheit heraus gesprochen wird, liegt normalerweise in der erfahrbaren Freude am Leben und am Beruf; und zwar in einer Freude, die nicht erst lange herbeiargumentiert oder -meditiert werden muß, sondern die von selbst sich einstellt und zugleich so ausstrahlt, daß andere sie spüren und durch sie von dem sie tragenden Lebensstil oder Beruf angezogen werden. Dies aber ist kaum bei *ständig* überlasteten, überarbeiteten, an ihren Reserven zehrenden Menschen möglich, auch wenn sie selbst noch so sehr davon überzeugt sind, es „um des Reiches Gottes willen" zu tun. Es gibt eben auch im Dienst am Reich Gottes so etwas wie eine „kontraproduktive" Selbstlosigkeit, die sehr schnell nichts mehr geben kann, weil sie im Bereich des Humanen nichts mehr empfängt. „Schau, daß du dich ausruh'n kannst – in Gott", empfiehlt Madeleine Delbrêl dem „kleinen Mönchen" in ihrem köstlichen „geistlichen Notizbüchlein".

Einen besonderen Rang innerhalb dieses Lebensstils sollte die *zwecklose Meditation* des Wortes Gottes einnehmen. Die regelmäßige Betrachtung ist für viele geistliche Berufe heute ein Problem: Oft wird sie nur so zwischendurch „erledigt" (in einem Leerraum von Terminen, in sogenannten „toten Zeiten"); oder sie fällt häufig ganz aus; oder sie dient nur als Vorbereitung auf

Predigten, Vorträge, Gespräche usw. So wird auch sie fast völlig unserer Arbeit untergeordnet. Natürlich kommen uns in der Meditation oft die besten Ideen und Einfälle; aber es besteht doch die große Gefahr, daß wir sie verzwecken. Wir verlernen es, ganz zwecklos verweilen zu können in der Gegenwart Gottes, einfach dazusein, zu hören statt zu denken, uns von ihm beschenken zu lassen statt darüber nachzusinnen, wie wir andere wieder beschenken können durch unsere Gedanken und Einfälle zum Wort Gottes. Um diese Kunst nicht zu verlernen, brauchen wir lebensnotwendig so etwas wie Jahresexerzitien wirklich für uns selbst und nicht zur Vorbereitung und Begleitung der Exerzitien oder Besinnungstage anderer.

Zu diesem ganzen Lebensstil der „gelassenen Hoffnung" gehört entscheidend das „*Gott finden in allen Dingen*". Wie aber ist das möglich in den vielen Unheilserfahrungen unserer Welt, die unsere Hoffnung so auf die Probe stellen? Wie ist es möglich in den übermächtigen, oft so unmenschlichen Lebensbedingungen und Strukturen unserer Welt, in denen nichts vom Reich Gottes sichtbar wird? Ein guter Weg ist es, uns *lebensmäßig* in die Schule solcher Menschen zu begeben, die heute real in solchen unmenschlichen Verhältnissen leben und genau darin ihren Glauben bewahren und ihre Hoffnung betätigen. Ich denke dabei an einen regelmäßigen Kontakt mit den Kleinen Brüdern und Schwestern Jesu und – was in ihrem Umfeld sich tut – mit gläubigen Sozialarbeitern, Politikern, Schwestern, Mitbrüdern, Studenten und anderen Menschen, die oft viel konkreter und handgreiflicher als die meisten von uns versuchen, ihre *Hoffnung* auf das Reich Gottes für diese Erde und ihre *Erfahrung* des Unheils auf dieser Erde miteinander zu verbinden, ohne das eine auf Kosten des anderen zu verdrängen. Wir können viel von ihnen lernen, gerade auch von ihrer Gefährdung und wie sie damit fertig werden. Wir können nicht alle ihren Lebensstil und ihre Arbeit einfach übernehmen; dafür gibt es zu verschiedene Gaben und Berufungen in der Kirche. Aber wir müßten gerade heute viel stärker noch an ihren Erfahrungen und auch ihren Hoffnungen Anteil nehmen, uns von der Begegnung mit ihnen persönlich betreffen und „ummodeln" lassen, um darin Wege aus der Krise unserer Hoffnung und der von ihr bedingten Gefährdung kirchlicher Berufe zu finden.

Soweit diese wenigen persönlichen Anregungen. Es bleibt in jedem Fall eine Kunst, die wir unser Leben lang erlernen müssen: die beiden Seiten der christlichen Hoffnung, die „Leidenschaft für das Mögliche" *und* die „Gelassenheit des Beschenkten" miteinander zu vereinbaren; und zwar nicht so, daß die Leidenschaft die Gelassenheit auffrißt oder die Gelassenheit die Leidenschaft einschläfert, sondern daß die eine die andere trägt und zur Entfaltung bringt. Wenn uns das ein Stück weit gelingt, dann haben wir heute die „Zeichen der Zeit" hinsichtlich des Reiches Gottes „mitten unter uns" erkannt.